Ein Verbrechen.

Sensationsroman von Reginald Barnet.

(13. Fortsetzung und Schluß.)

Vielleicht giebt es ein Vorgefühl — eine unerklärliche Vorahnung kommenden Uebels, aber wenn das der Fall ist, so wurde in diesem Augenblick der Finanzmann und Menschenfreund nicht von solchen Gefühlen gestört. Er war bereits von Feinden, die ihn zur Rechenschaft ziehen wollten, umgeben, schon näherten sich die gemessenen Schritte der Gendarmen, aber Saint Alban hörte sie nicht, er sprach lebhaft über den neuen Plan, den er vorhatte.

Es giebt Menschen ohne Gewissen, deren Cynismus durch nichts gestört wird. Ein solcher Mensch war der Zigeuner, der falsch gegen Leute seines eigenen Stammes war, der Verräther und zweifache Mörder.

Mit dem schüchternen Blick eines unterwürfigen und gezähmten Thieres, das seinen Herrn fürchtet, saß Frau Saint Alban schweigend da und richtete ihre matten, farblosen Augen auf den Mann, dessen Stärke in einer bösen Stunde ihre schwache Natur unterjocht hatte. Im Geheimen fühlte sich die Frau elend, sie wurde von Gewissensbissen gequält und war oft der Verzweiflung nahe, wenn sie von Niemand gesehen wurde. Oeffentlich lächelte sie auf sein Gebot, sprach oder schwieg, wie er befahl, und machte alle die Höflichkeiten und Falschheiten des gesellschaftlichen Lebens mit, gehorsam dem sprechenden Blick dieser grausamen Augen.

Die orientalische Philosophie behauptet, für jede Frau in der Welt sei ein Mann vorhanden — vorausgesetzt, daß sie ihn finden könne — dessen Sklavin sie sein werde, mit gebundenen Händen und Füßen, in schlimmerer Sklaverei, als jemals eine Schwarze, welche auf einer amerikanischen Pflanzung unter der Geißel des brutalen Aufsehers geschmachtet hat. Frau Saint Alban hatte ihren Herrn gefunden.

Als Saint Alban den Kopf erhob, voll von den Berechnungen eines großen, sicheren Gewinns, den ihm kein Zufall streitig machen könne, sah er, wie die Thüre sich öffnete.

Auf der Schwelle erschien ein Mann, dessen Anblick er zu fürchten Ursache hatte, hinter diesem erblickte sein scharfes Auge blitzende Waffen.

Todtenbleich sprang er auf und blickte wild um sich. Er wußte zu gut, daß jetzt sein Spiel verloren war. Man hatte ihn gefunden — sein Schicksal war besiegelt.

Regungslos starrte Frau Saint Alban mit ihren erloschenen Augen nach der Thüre und zitterte an allen Gliedern. Saint Alban hatte sich erhoben und sah seinen Feinden entgegen. Mr. Brusel trat vor mit der Ruhe eines Mannes, welcher wußte, daß er Herr der Situation sei.

„Charles Courtin, alias Saint Alban, Sie sind unser Gefangener," sagte er. „Bemühen Sie sich nicht, Widerstand zu leisten, Sie würden sehen, daß wir stärker sind, als Sie. Also folgen Sie meinem Rath und kommen Sie mit uns. Ich glaube, Sie wissen, wessen Sie angeklagt sind? Wir haben die Sache schon früher einmal verhandelt, ich will jedoch die Formalität nicht vernachlässigen."

Damit zog er den Verhaftsbefehl heraus und las ihn vor.

Monsieur Ferron stand todtenbleich daneben und rang nach Athem, aber er sprach kein Wort. Seine Frau, ebenso bleich als er, hatte ihre Hand auf seinen Arm gelegt und erklärte ihm durch eine stumme Geberde, daß er zuhören und warten solle. Er gehorchte.

Inzwischen hatte Saint Alban Zeit gefunden, sich zu fassen. Der Finanzmann, dessen Selbstbeherrschung außerordentlich war, hatte sein gewöhnliches, spöttisches Wesen wieder angenommen.

„Ich sehe, ich bin in einer Falle gefangen," sagte er, „das ist eine glückliche und merkwürdige Familienversammlung — Niemand fehlt dabei, wie ich sehe, selbst nicht mein alter und geschätzter Freund, Sir John Hunter, oder mein noch älterer Freund, der Herr Kapitän," fügte er mit einem Blick auf Duvivier hinzu. „Aber ich glaube, ich muß Sie etwas über englische Gesetze belehren, mein verehrter Mr. Brusel. Was sagen Sie dazu, wenn ich Ihnen erkläre, daß der Haftsbefehl, den Sie da haben, nicht das Papier werth ist, auf dem er geschrieben steht?"

Saint Alban's Ruhe war erstaunlich, für einen Augenblick waren seine Feinde verdutzt.

„Wie so?" fragte der Detectiv.

„Die Anklage, die Sie zum zweiten Male gegen mich vorbringen," erwiderte Saint Alban, „ist bereits vor einem englischen Gerichtshof verhandelt worden. Sie und Ihr vortrefflicher Genosse, der medizinische Polizist, wissen sehr wohl, mit welchem Resultat. Ich bin als unschuldig freigesprochen worden. Sie können mich nicht nochmals verhaften, ich leiste Ihnen Widerstand."

Mr. Brusel zuckte mit den Achseln. „Ist das Alles?" sagte er. „Das beweist, daß Sie nicht viel vom englischen Gesetz verstehen. Wenn Sie sagen, Sie seien freigesprochen worden, so ist das ein großer Irrthum. Sie wurden nur aus Mangel an Beweis entlassen, das Gericht hatte keine Macht, Ihren Fall endgiltig abzuurtheilen."

„Ich bin freigesprochen worden!" erwiderte Saint Alban zornig. „Ich denke, Sie haben die Entschuldigung des Gerichtshofes gegen mich vernommen?"

„Das war nur ein Ausdruck persönlicher Meinung, mein guter Herr, ohne Bedeutung," erwiderte Brusel kühl, „wenn die Richter sich auf solche Weise kompromittiren wollen, was kann ich dagegen thun? Ja, wenn Sie schlau genug gewesen wären, sich vor ein Geschworenengericht zu stellen, und wenn Sie dann als unschuldig freigesprochen wären, so läge die Sache anders. Dann könnte ich Sie auf keinen Fall fassen, wie ich jetzt thun werde, ob es Ihnen recht ist oder nicht."

Hier unterbrach ihn Robert Power, indem er die sarkastische Redeweise Saint Albans nachahmte.

„Ich bin nicht ganz sicher," sagte er, „daß selbst, wenn die eine Anklage gegen diesen Herrn abgewiesen worden wäre, wir nicht noch etwas anderes finden könnten, was bessere Wirkung hat."

„Was meinen Sie damit? Was unterstehen Sie sich?" rief der Finanzmann.

„Zum Beispiel Verleitung zu falschem Zeugniß," fuhr Robert ruhig fort. „Wir haben Beweise dafür. Und dann ist noch etwas Besseres da. Was sagen Sie zu einer Untersuchung der Umstände, unter welchen Mr. Gallo plötzlich gestorben ist? Oder zu den Erkundigungen über die Wirkungen einer Dosis Arsenik, welche diesem unglücklichen Manne beigebracht worden ist?"

Dieser Schlag wirkte. Saint Albans dunkle Gesichtsfarbe war in ein fahles Grün übergegangen, wie es bei ihm in Augenblicken der Furcht und der Wuth zu bemerken war. Von Schrecken überwältigt, war Frau Saint Alban mit einem Aufschrei in ihren Stuhl zurückgesunken; ihre Glieder zitterten und ihre Augen funkelten in wilder Angst.

Der Finanzmann sah, daß sein Spiel verloren war. Er blickte sich um. Flucht war unmöglich. Seine Verfolger umgaben ihn; auf ihren finsteren Gesichtern las er die Entschlossenheit. Im Hintergrund stand der Brigadier, und hinter ihm sah man das Blitzen von Waffen.

Es gab kein Mitleid für ihn, am allerwenigsten von Seiten der Schwester Madeleines, welche mit glühenden Augen neben ihrem Gatten stand.

„Elender, herzloser Mörder, Deine Stunde ist gekommen!" sagten ihre Blicke.

Mr. Saint Alban legte resignirt die Arme über einander.

„Das Kriegsglück ist gegen mich," sagte er mit grimmigem Lächeln, „ich ergebe mich! Alcide," fuhr er fort, zu Monsieur Ferron gewendet, „lasse Deine Träume von Reichthum schwinden! Unser Plan war vortrefflich, aber ich und mein Geld mußten an der Spitze stehen. Schade! Ohne Kapital ist wirklich nichts zu machen. Nimm meinen Rath an, versuche die Sache nicht, es würde Dir nicht gelingen. Meine süße Genossin im Verbrechen," sagte er dann zu seiner schaudernden, halb betäubten Frau, „Du wirst der Gesellschaft Deines liebenden Gatten beraubt sein! Du weinst? Welch ein Trost ist es, daß Jemand um mich weint! Messieurs, ich stehe zu Diensten. Sie können mich mit Ihren Handschellen verschonen. Mein Ehrenwort, daß ich ruhig mit Ihnen komme!"

Saint Alban hatte die Scene auf seine Weise beendigt. Der Detectiv gab ein Zeichen, die Gendarmen traten vor und von ihnen bewacht, ging der Finanzmann und Menschenfreund, das zukünftige Parlamentsmitglied, die Treppe hinab, dem Gefängniß zu.

34.

Wenn Brusel und seine Begleiter sich darauf verlassen hatten, daß der Gefangene in der Obhut der Gendarmen sicher sei, so hatten sie sich geirrt. Zwei derselben waren an seiner Seite und zwei andere folgten dicht hinter ihm. Deshalb stiegen der Detectiv, Sir John, Robert Power und Duvivier gemächlich die Treppe hinab, um ihren Gefangenen bis zur Thüre des Gefängnisses zu begleiten. Brusel hatte Saint Alban durchsucht und da er keine verborgenen Waffen bei ihm gefunden, hatte er ihn der französischen Polizei übergeben, überzeugt, daß er unschädlich sei.

Aber als sie die Hausthüre erreichten, zeigte Saint Alban nochmals, wessen er fähig war. Bisher hatte er den Cynismus des gewissenlosen, ertappten Verbrechers gezeigt, der sein Schicksal auf sich nimmt, jetzt aber zeigte er plötzlich die Wildheit des Panthers. Mit einem gewaltigen Ruck befreite er sich von seinen Wächtern, mit einem geschickten Stoß, welcher wohl gezielt den Magen traf, machte er den einen Mann kampfunfähig; ein zweiter Stoß traf ebenso den Mann an seiner anderen Seite. Alles das war das Werk eines Augenblickes und dann rannte Saint Alban mit gewaltiger Schnelligkeit davon.

Die Scene war unbeschreiblich. Die beiden Gendarmen und ihr Führer, der Unteroffizier, welche den gefährlichen Stößen des Gefangenen entgangen waren, eilten ihm nach. Auf ihr Geschrei traten die Fremden aus dem Haus und liefen zornig aus voller Kraft dem Flüchtling nach. Hinter ihm, bleich, verstört und mit wilden Blicken, lief die Frau des Verbrechers, die einem seltsamen, unerklärlichen Antrieb folgte.

Bald hatte sich eine Menge von Zuschauern auf der Straße und auf dem Platze vor der Kathedrale angesammelt.

„Haltet ihn!" schrieen die Gendarmen außer Athem.

„Haltet ihn!" rief Brusel, „zehn Goldstücke für den Mann, der ihn festhält!"

Robert Power sagte nichts, aber er biß die Zähne zusammen, hielt Haus mit seinem Athem und rannte so rasch, als seine Beine ihn tragen konnten.

Es schien vollkommen unmöglich, daß Saint Alban entrinnen könne, seine Freiheit war nicht besser, als die Freiheit der Maus bei der Katze. Ferrons Laden lag der prachtvollen gothischen Kathedrale gerade gegenüber, ein großer Platz lag zwischen beiden. Ueber diesen hin flog Saint Alban wie ein Panther, bald in gerader Richtung, bald zur Seite biegend, und bedrohte mit seinen Fäusten und Füßen alle Diejenigen, welche ihm entgegen kamen und ihn aufzuhalten suchten.

„Ein Dieb! ein Dieb!" schrie die aufgeregte Menge. „Haltet ihn fest! Haltet ihn fest!"

„Nein, das ist ein Mörder!" schrieen Andere. „Nehmt euch in Acht, oder ihr könnt einen Schuß erhalten!"

Alle schrieen, aber keiner wagte es, sich dem Flüchtling zu nähern, nachdem sie gesehen hatten, was Einigen, die dreister gewesen waren, widerfahren war.

Saint Alban bot einen schrecklichen Anblick mit seinem dunkeln Haar, das wild um seinen Kopf flatterte, seinen funkelnden, schwarzen Augen. Er sah mehr einem Dämon, als einem menschlichen Wesen ähnlich. Die Leute zogen sich daher vor ihm zurück.

Indessen kamen seine Verfolger näher. Robert Power und hinter ihm Brusel und hinter diesen auch noch Sir John Hunter waren nahe daran, ihn zu erreichen. Der Flüchtling blickte sich einen Augenblick um und sah vor sich die Menge, die jeden Augenblick anwuchs wie eine dicke Mauer. Es war hoffnungslos, diese durchbrechen zu wollen, ebenso hoffnungslos war es, sich umzuwenden und diesen entschlossenen Männern entgegen zu treten. Saint Alban sah, daß er verloren war, eins blieb ihm aber noch übrig und das that er. Er befand sich in der Nähe des Einganges zur Kathedrale. Die Thüre war offen. Mit einem raschen Sprung verschwand er in derselben. In alten Zeiten wäre der Flüchtling hier sicher gewesen, die Kathedrale hätte sogar ihn, den Mörder, gegen die Gerechtigkeit geschützt, aber dieses Asylrecht hat ja aufgehört.

Wo hatte sich Saint Alban verborgen? Wo war er zu finden? Im Schiff, im Seitenflügel, nirgends war er zu entdecken. Doch da führte eine Wendeltreppe hinauf auf den Glockenthurm; Arbeiter waren während des Morgens auf dem Thurme beschäftigt gewesen und hatten die Thüre offen gelassen. Das hatte der Flüchtling sofort wahrgenommen und war hinaufgeeilt.

„Er ist auf dem Thurm!" schallte es aus der Menge.

Im Augenblick waren Power und Brusel an der Thüre; sie war verschlossen.

„Er hat die Thür abgeschlossen!" rief einer der Arbeiter. „Der Schlüssel war da, das weiß ich! So ein Spitzbube, er hat uns damit ausgeschlossen."

So war es auch. Saint Alban hatte seine Geistesgegenwart nicht verloren und benutzte jeden Vortheil, den ihm der Zufall bot. Er hatte eine anscheinend starke, schwere, eiserne Thüre zwischen sich und seine Verfolger gebracht.

„Wir müssen sie einschlagen!" sagte Mr. Brusel, „kommt, Jungen, wir wollen es mit unsern Schultern versuchen. Ich sehe, es ist ein altes Schloß und wahrscheinlich verrostet und abgenützt; mit einem bischen guten Willen brechen wir durch."

Der Detectiv und Power stemmten ihre Schultern gegen die Thüre, Sir John schob ein Dutzend schwatzende Franzosen bei Seite und stellte sich neben Brusel.

„Nun, los!" rief der Letztere, „noch einmal! noch einmal! Ich merke, es geht!"

Mit einem Krach flog die Thüre auf und die Verfolger eilten die Stufen der engen Treppe hinauf.

Inzwischen war die Scene außerhalb der Kathedrale ebenso aufregend, als die innerhalb derselben geworden. Die ganze Stadt, Jung und Alt, schien sich vor der Kirche angesammelt zu haben, jedes Fenster war besetzt, das heisere Gemurmel der Menge erfüllte die Luft.

„Die Kathedrale brennt!" sagten Einige.

„Was seid ihr für Narren!" riefen Andere; „es sind doch keine Flammen zu sehen!"

„Es ist ein Dieb, den man ertappt hat, als er den Altar bestahl! Faßt ihn, den Kirchenräuber!"

„Schweigt doch, ihr Dummköpfe! Ich sage euch, es ist ein Mörder, welcher eben einen Mann ermordet hat. Jean, mein Sohn, sah die Gendarmen hinein gehen."

Hin- und hergestoßen von der Menge, ohne Kopfbedeckung, stand Frau Saint Alban vor dem Glockenthurm, welcher gespenstisch mehr als zweihundert Fuß gerade vor ihr aufstieg. Mit verwirrten, geistesabwesenden Blicken blickte sie auf die erregte Menge um sich. Sie hatte ihren Mann in die Kirche laufen sehen, sie hatte einen Versuch gemacht, ihm nachzufolgen, aber durch die Volksmassen war sie daran verhindert worden. Jetzt stand sie hier in wilder Aufregung, wie in einem Traum.

„Sieh, sieh!" schrieen Hunderte von Leuten, nach der Spitze des Thurmes zeigend, „da ist ein Mann! Das ist der Dieb, der Mörder! Was wird er machen? Heilige Jungfrau, was wird er machen?"

Der Glockenthurm wurde ausgebessert, an der Spitze war ein hölzernes Gerüst angebracht und auf dieser schwindelnden Höhe, am äußersten Rande dieser Platform von Zimmerwerk stand ein Mann, welcher hastig die Arme bewegte. Von unten aus sah er in der Höhe nur wie ein Zwerg aus, aber er war deutlich zu erkennen und seine Arme winkten der Menge zu.

Jetzt wandte er sich um.

„Sie sind hinter ihm! Er spricht mit ihnen!" schrie die Menge. Es dauerte nicht lange. Der Mann dort oben wandte sich wieder der Platform zu. In diesem Augenblick wurden andere Gestalten sichtbar, welche auf ihn zusprangen.

„Nehmt euch in Acht!" hieß es, „er wird sich herunter stürzen!"

Durch das Brausen der Stimmen schien ein teuflisches Gelächter hörbar zu werden.

„Gebt Acht, gebt Acht! Er stürzt sich herab!"

Auf diese Warnungsrufe drängte die Menge unter dem Glockenthurm mit plötzlicher Anstrengung rückwärts und ließ einen offenen Platz. Die Gestalt kam mit einem wilden Sprunge herab, wurde größer und größer, bis sie mit einem schrecklichen Krachen auf die Pflastersteine aufschlug. Ein wilder Aufschrei des Entsetzens folgte! Viele Arme erhoben sich, um den leblosen Körper aufzuheben. Das Gesicht war eine einzige Masse von Blut, furchtbar entstellt, unkenntlich—neben dem Leichnam stand eine Frau, die ihr Kleid abschüttelte, das mit dem Blut und dem Gehirn des Todten bespritzt war; mit wilden, irren Blicken lachte sie vor sich hin.

„Sie ist wahnsinnig!" flüsterte man sich in der Menge zu.

35.

Ein Jahr nach diesen Ereignissen, welche die friedliche Stadt Tours in Aufregung setzten, saß der Chef der Londoner Kriminalpolizei, Mister Norfolk, eines Morgens eifrig beschäftigt an seinem Schreibtisch. Ein leises Klopfen wurde gehört, Mister Norfolk rief „Herein!" und sogleich trat ein großgewachsener Herr in's Zimmer.

„Ah, Inspektor Brusel!" sagte Mister Norfolk freundlich, „es freut mich, daß Sie so früh kommen. Ich habe nach Ihnen gesandt, da ich Ihnen etwas Interessantes zu sagen habe,—etwas, das Ihnen Freude machen wird."

„Ich habe zufällig auch eine Neuigkeit für Sie, Sir," erwiderte der Inspector, — denn jetzt ist er Inspector Brusel — „und zugleich auch eine Bitte!"

„O, wirklich?" sagte der Chef, „nun, lassen Sie zuerst hören, meine Nachricht ist nicht so eilig."

„Ich möchte gern auf kurze Zeit verreisen," sagte Mister Brusel, „und möchte Sie fragen, ob es angeht, daß ich Urlaub bekomme?"

„Versteht sich, Inspector, versteht sich!" erwiderte Mister Norfolk, „Niemand hat denselben mehr verdient, als Sie! Sie haben in letzter Zeit prächtige Arbeit geliefert! Gehen Sie, wann Sie wollen, auf einen Monat, auf sechs Wochen! Bestimmen Sie selbst! Aber was ist es mit Ihrer Neuigkeit? Sie sagten, Sie haben mir etwas mitzutheilen?"

„Ja, Sir, aber das hängt mit meiner Bitte zusammen, die Sie so gütig bewilligt haben. Ich habe eine Einladung zu einer Hochzeit erhalten, da ist nämlich ein junger Mann, der heirathen will!"

„Ein Mann, den wir Beide kennen?" sagte Mr. Norfolk aufspringend, „doch wohl nicht —"

„Doch, doch," erwiderte Mr. Brusel nickend und vergnügt lächelnd, „Doctor Power will in den Stand der Ehe treten, und mit Ihrer Erlaubniß werde ich eine Ausfahrt hinüber nach Rouen machen, um darauf zu sehen, daß Alles ordentlich vor sich geht."

„Ich brauche nicht zu fragen, wer die Dame ist," sagte Mister Norfolk, „Lady Hunter hat mir schon Alles erzählt."

„Ja, Sir, und die Dame scheint mit der ganzen Sache sehr einverstanden zu sein. Power hat Glück, er bekommt ein schönes und gutes Mädchen zur Frau und noch ein Vermögen dazu. Der alte Herr wird es sich etwas kosten lassen, wie man mir sagt; wenigstens meint die gnädige Frau so, und sie hat es von dem alten Herrn selbst gehört."

„Es freut mich, das zu hören," sagte Mister Norfolk, „er hat aber auch verdient, daß ihm endlich einmal das Glück lächelt, nach allen den Widerwärtigkeiten. Aber auch ohne das Vermögen seiner künftigen Frau scheint Doctor Power sich in sehr guter Lage zu befinden. Sir John sagt, er habe sich eine vortreffliche Praxis in Rouen unter den dort wohnenden Engländern und selbst unter der französischen Bevölkerung erworben."

„Ja, Sir, seit er, auf Monsieur Duviviers Rath, England verlassen hat und sein Zelt in Frankreich aufschlug, ist es Power gut gegangen, und ich hätte darauf schwören können, daß das Ereigniß, von dem ich eben sprach, nicht ausbleiben werde. Er hat das Mädchen gerettet, daran ist kein Zweifel."

„Aber nicht ohne die Hilfe eines gewissen, tüchtigen Beamten, welcher ungenannt bleibt," bemerkte Mister Norfolk. „Aber die Sache freut mich in der That sehr! Gehen Sie nach Rouen und bringen Sie Power meine besten Wünsche zu seinem künftigen Glück. Ich werde ihm aber auch noch schreiben. Es ist merkwürdig, wie die Dinge oft verlaufen," fuhr Mister Norfolk fort, „aber wir sprechen hier von den Hauptpersonen in jenem Fall von Sandbank, und davon eben wollte ich Ihnen sagen, als Sie eintraten."

„Wirklich, Sir?" sagte Inspector Brusel, „das ist ein merkwürdiges Zusammentreffen."

„Was glauben Sie, daß ich diesen Morgen erhielt? Ich erhielt die Nachricht, daß die verloren gegangene Reisetasche und die Kleider endlich gefunden worden seien."

„Die Reisetasche und die Kleider, Sir? Ist es wirklich möglich?"

„Ja. Sie waren im Keller des Marinehotels. Die Seewasserleitung für die Bäder mußte neulich reparirt werden, und da sie sich unter den Kellern befindet, so mußten die Steine aufgerissen werden. In einer Ecke des Kellers, welcher niemals gebraucht wurde, da er sehr feucht ist, fand man eine Reisetasche, einen Damenmantel und andere Sachen. Das gehörte diesem Manne, — wie hieß er doch? — Saint Alban! Er hat die Sachen dort verborgen!"

„Und ein ganz schlaues Versteck war das!" sagte Mr. Brusel. „Wie konnte ich nur so thöricht sein, dort nicht nachzusuchen."

„Ich glaube nicht, daß Sie das hätten thun können, die Stelle war ganz unzugänglich! Nur St. Alban als Eigenthümer hatte die Schlüssel für jede Thüre, das wußte er."

„Es war ein schlauer Bursche," sagte Mr. Brusel mit nachdenklichem Kopfnicken. „Dieser Sprung von dem Thurm der Kathedrale herab, eben als Power ihn am Kragen fassen wollte, macht mich noch heute schaudern. Ja, Sir, wir haben nicht oft mit einem solchen Menschen zu thun."

„Seine Frau ist wohl noch immer wahnsinnig?" fragte Mr. Norfolk.

„Ja, und sie wird es bis zu ihrem Ende bleiben, ihr ganzes Vermögen steht unter Verwaltung und man hat sie in einem Asyl untergebracht."

„Nun, die Sache ist anders gekommen, als wir dachten, aber schließlich macht das keinen Unterschied, Sie und Power haben bewiesen, daß Sie von Anfang an auf der richtigen Spur waren."

O, Sir, schreiben Sie mir das nicht zu," sagte Mr. Brusel bescheiden, „das war alles sein Werk!"

„Mag sein, aber Sie gingen Beide tapfer an die Arbeit! Was mir schließlich den meisten Spaß machte, war das lange Gesicht des Inspectors, als endlich die Sache an den Tag kam, niemals habe ich gesehen, daß ein Mensch solches Bedauern empfand. Wie hieß er doch?"

„Sie meinen Mr. Gadd wahrscheinlich?"

„Ja, richtig, Gadd! Und diese dumme, alte Person, — die Wirthin, welche, wie ich glaube, noch bis auf den heutigen Tag der Meinung ist, sie habe eine Frau und nicht einen Mann gesehen."

„Ja, gewiß, Sir, sie war ganz und gar verrannt! Aber die Nachricht von der gefundenen Reisetasche und den anderen Sachen wird für Power etwas sein; ich werde ihm eine hübsche Geschichte zu erzählen haben."

„Aber nehmen Sie sich in Acht und sprechen Sie nicht beim Hochzeitsschmaus davon," sagte Mr. Norfolk. „Die Tragödie war einmal eine Tragödie, obgleich sie seinen Ruf auf die glänzendste Weise wieder hergestellt hat und zu seinem Glück führte, aber zur Hochzeitsfreude passen keine düsteren Mordgeschichten."

„Sie haben Recht, Sir," erwiderte Mr. Brusel, im Begriff, sich zu verabschieden, „ich werde mich mit einem Toast auf das Brautpaar begnügen, höchstens noch vielleicht mit einer glücklichen Anspielung auf die Tage, da ich ihn zum ersten Male sah, als ein ausgezeichnetes Mitglied der Polizei von Sandbank — Polizeisergeant Nummer 21."

(Ende.)

Eheliche Romantik.

Sie ist so unendlich romantisch —
Poetisch ganz und gar!
Ich les' es aus ihren Blicken,
Aus ihren Aeuglein klar.

Ich ahn' es bei jedem Seufzer,
Bei jedem Abschiedsgruß,
Ich hör' es aus jedem Worte,
Ich fühl's bei jedem Kuß.

Ich merke es an dem Staube,
Der auf den Möbeln liegt,
Ich seh' es an uns'rem Zeisig,
Der nichts zu fressen kriegt.

Ich seh' es an meiner Wäsche,
Die sie zu plätten vergißt,
Ich schmeck' es aus jeder Suppe,
Daß sie romantisch ist!

— Das Gift im Dienste einzelner Staaten. — Welcher Mittel sich vor Zeiten selbst Regierungen bedienten, um ein vorgestrecktes Ziel zu erreichen, dafür liefern uns unter Anderem die geheimen Staatsprotokolle der Republik Venedig ein interessantes Beispiel. Am 4. Januar 1514 wurde da im „Rathe der Zehn" und in Gegenwart der „Weisen von beider Hand" ein Antrag eines gewissen Johann von Ragusa verlesen, in welchem Letzterer sich erbötig macht, durch verschiedene Gifte Jeden, den man wolle, aus dem Wege zu räumen, falls man geneigt sei, ihm für diese feine Kunst und Mühe eine entsprechende „Provision" zu bezahlen. Der Antrag wurde einer detaillirten Berathschlagung unterzogen und nach erfolgter Abstimmung mit einer Majorität von 10 gegen 6 Stimmen auch angenommen. Die erste Probe seiner Geschicklichkeit sollte er an dem deutschen Kaiser vollführen, wofür im Falle des Gelingens ein Honorar von 1500 Dukaten festgestellt wurde, und um — falls man seine Dienste auch ferner in Anspruch nehmen sollte — aller weiteren Unterhandlungen enthoben zu sein, stellte man gleich folgenden Preiscourant fest: „Braucht man mich" — so heißt es wörtlich in der betreffenden Urkunde — „den Großsultan aus dem Wege zu räumen, so verlange ich dafür 500 Dukaten; sendet man mich gegen den Markgrafen von Mantua, erhalte ich in Allem blos 50 Dukaten. Für den König von Spanien begehre ich Unkosten und eine Belohnung von 150 Dukatenr, für den Herzog von Mailand begehre ich nicht mehr als 60 Dukaten, mit einem Worte, je mehr der Mann, dem es gelten soll, die Mühe und Plage werth ist, die man sich um ihn gibt, desto schwerer fällt er auch in's Geld." Und das Alles ist erst vor kurzen drei Jahrhunderten geschehen! Erscheint einem dies nicht wie ein Märchen, wenn wir aus unserer humanen, offenen, rechtlichen Zeit auf jene Jahrhunderte zurückblicken? Und trotzdem gibt es noch Pessimisten, welche behaupten, die menschliche Gesellschaft sei im Rückschritte begriffen.

— Das größte „Unglück" vieler Menschen ist ihre Vorstellung von „Glück".

Auf Wache.

Skizze von G. Merk.

Oben tanzen sie; gegenüber, in der einsamen Straße, geht der Nachtposten auf und ab.

Es ist jeden Abend ein anderer, der vor der Kommandantur die Wache hat; für die da droben ist's immer derselbe: ein Soldat im Mantel. Sie haben keine Ahnung, wie erregt, wie sehnsüchtig der Soldat im Mantel zu dem einen Haus emporblickt, mit dem Erker und den kleinen Balkons, zu den hellerleuchteten Fenstern im zweiten Stockwerk, hinter deren Vorhängen es so lustig hin und herbewegt, daß förmlich ein Strom von Vergnügen und Uebermuth herunterfluthet in die frostige Herbstnacht. Manchmal hört man auch bis in die stille Straße herab das Klavier klingen, das unermüdlich gespielt wird: Walzer! Immer Walzer! Dann macht der Soldat da unten wohl ein finsteres Gesicht und stampft wie zornig mit dem Fuße auf.

Welch' öde Stunden für ihn! Und sie, — sie tanzt und lacht!

Aber wenn er dann wieder zu dem Eckfenster, mit dem blauen Stoffgewoge dahinter, empor schaut, lächelt er ganz weich und gerührt:

„Das süße Ding! Seine liebe Edy! Sie weiß es ja nicht, wer da unten steht! Ja, wenn sie's wüßte!"

Mit einem Seufzer lockert er dann wohl das Gewehr, das ihn auf die Schulter drückt.

Eduard Fernhagen ist ein wenig spät daran für den Freiwilligen-Dienst; er ist fünfunzwanzig Jahre alt, ein Mann mit einem Vollbart, dem's nun nicht leicht fällt, sich unterzuordnen und in die strenge Disziplin zu fügen; denn zu Hause, in der kleineren Stadt in Franken, ist er bereits Herr über viele hundert Arbeiter, der Prinzipal einer großen, weitbekannten Fabrik. Eben weil er so früh sein Erbe anzutreten und die Verantwortlichkeit, die Verpflichtungen eines großen Betriebes zu unternehmen hatte, war es ihm bisher unmöglich gewesen, ein ganzes Jahr abzukommen, um seiner Militärpflicht zu genügen.

Aber nun mußte es einfach sein.

Im Sommer hatte er auf einer Reise ein Mädchen kennen gelernt, das ihn bezaubert gleich in der ersten Stunde, das er dann an jedem Tage des Zusammenseins lieber und lieber gewonnen hatte, bis er sich in seliger Begeisterung gesagt: sie und keine Andere müsse sein Weib werden.

O, die lieben unvergeßlichen Stunden in jenem kleinen, ländlichen Badeort! Wie er gezittert hatte um ein Zeichen ihrer Gunst! Wie lange er viel zu scheu vor ihr gewesen war, um nur ihre Hand zu drücken, um ihr ein Wort zu verrathen. Und dann der selige Tag! Die wunderbare Gewißheit, daß auch sie ihm gut sei! Das Plätzchen an dem kleinen Weiher, wo sie unter einer süßduftenden Linde sich gelobt hatten, auf einander zu warten, in treuer, unerschütterlicher Liebe. Er hatte sie um das heimliche Versprechen bitten müssen. Er konnte noch nicht vor ihre Eltern hintreten und um sie werben, obwohl er ja berechtigt gewesen wäre zu dem stolzen Wort: Ich vermag Ihrer Tochter eine schöne Zukunft zu bieten. Aber der Militärdienst! Wie ironisch würde ihr Vater ihm wohl erwidert haben: „Mein lieber Herr Fernhagen, dienen Sie doch erst, ehe Sie heirathen wollen. Ein Einjährig-Freiwilliger als Bräutigam; das ist komisch!" Darum hatte er schweigen müssen; darum sollte erst dieses einzige Hinderniß bei Seite geräumt sein. Dem Fabrikherrn würden die Eltern seiner Edy wohl gern die Arme öffnen; das wußte er.

Also in Gottes Namen noch rasch durch's Fegefeuer, ehe das Paradies sich ihm erschloß!

Er hatte seinem Liebchen nicht geschrieben, daß er in ihre Stadt komme. Er schämte sich, vor ihr, die ihn als freien, eleganten Mann kennen gelernt, nun in der schlichten Uniform zu erscheinen; schon die Vorstellung, er könnte bei einem Besuch in ihrem Hause einen Offizier treffen und die Honneurs machen müssen, er, der Aeltere, vielleicht einem zwanzigjährigen Lieutenant, war ihm unerträglich.

Wenn einmal die schlimmsten, ersten Wochen vorüber waren, dann erst sollte sie seine Anwesenheit erfahren. Nein! ein ganzes Jahr konnte er es ja doch nicht aushalten, ihr so nahe zu sein und kein Wort mit ihr zu tauschen.

Es ist doch ein hübscher Zufall, daß ihm der Posten an der Commandantur zugewiesen wurde, gerade ihrem Hause gegenüber. Ja, trotz einem gewissen eifersüchtigen Prickeln und Brennen in seinem Herzen ist es hübsch, daß er Wache halten darf vor ihren Fenstern.

Wie sie die Andern da drinnen vergessen, wie sie das Fenster aufreißen, sich herabneigen, ihm zunicken würde in heißem Jubel, wenn sie nur eine Ahnung hätte, wie nahe er ihr ist!

Droben tanzen sie. Edy hat einen Walzer durchgerast und sitzt nun mit ihrem Partner in einer ruhigeren Ecke, und dieser fächelt ihr Kühlung zu.

Der schwarze Seidenfächer ist ein Geschenk Eduards, und er selber hat mit Goldlettern in eine Ecke geschrieben:

„Und treu gedenken sei die goldene Brücke
Vom Scheidegruß bis zum Wiedersehen."

Die Buchstaben leuchten und flimmern auf der schwarzen Seide, aber die Augen des Mädchens gleiten über sie hinweg und schauen lachend in das kecke, hübsche Gesicht des jungen Mannes, der ihr gegenübersitzt und ihr in seiner übermüthigen Weise den Hof macht.

Er weiß so amüsant zu plaudern. Er sagt ihr so nette Schmeicheleien. Es fällt ihr gar nicht ein, sie für baare Münze zu halten, — wer würde den ausgelassenen jungen Maler je ernst nehmen wollen. Aber lachen muß sie mit Keinem so wie mit ihm.

„Ach Gott, Fräulein Edy," sagt er mit einem Male mit einem ernsten Ton, „wer weiß, ob wir nicht heute zum letzten Mal mit einander getanzt haben, zum letzten Mal so lustig mit einander schwatzen. Denn ein halbes Jahr bleibe ich sicher in Paris, und mittlerweile, bis ich wiederkomme, sind Sie am Ende verlobt, verheirathet?"

Sie sieht ihn an mit einem Lächeln, das nicht widerspricht.

„Als ob Sie in Paris an mich denken würden! Als ob Ihnen dort irgend etwas d'ran läge, ob ich verlobt oder verheirathet, todt oder lebendig bin."

„Oh! Oh! Dagegen vertheidige ich mich gar nicht! Sie wissen, wie falsch, wie grundfalsch diese Behauptung ist. Wenn mir nur etwas daran liegen dürfte, ob Sie sich verloben, verheirathen! Aber habe ich denn ein Recht, nur ein Wort dagegen zu sagen? ich, ein Anfänger, ein Maler, ein Nichts, der Junggeselle wider Willen. Ich muß es wohl so hinnehmen, daß ein Anderer nach Ihnen die Hand ausstreckt! Ich weiß nur, daß Sie heute zum Abschied noch ein bischen lieb mit mir waren."

„Ich finde, daß Sie sich gar nicht im Geringsten über mich zu beklagen haben," erwiedert sie mit einem koketten Blick.

„Nein! Aber ich bin eben ein unverschämter Mensch," sagt er leise und sucht hinter dem Fächer nach ihrer Hand, „unverschämt in meinen Wünschen. Und ich hätte so schrecklich gern einen Abschiedskuß von Ihnen, Fräulein Edy!"

Sie entzieht ihm ihre Hand; sie springt auf.

„Sie sind unartig, mein Herr!" bemerkt sie mit funkelnden Augen. Aber der Zorn ist nicht groß, oder er sitzt nicht tief, denn nach kurzer Weile hält der Maler sie wieder im Arm, und sie tanzen den „Rheinländer" in schönster Harmonie.

Nun schweigt die Musik. Die Paare gehen plaudernd auf und ab. Edy ist aus dem Zimmer geschlüpft in den Salon; sie hängt den weißen Pelzkragen um die Schultern und öffnet die Balkonthür. Es ist zum Ersticken schwül; sie muß ihre brennenden Wangen kühlen.

Der Soldat unten auf der Straße erkennt die helle Gestalt auf dem erleuchteten Hintergrund. Er schaut zu ihr empor wie zu einer Lichterscheinung. Jubeln, jauchzen möchte er! Es ist ihm wie ein Beweis für die geheime Magie der Liebe, daß sein Mädchen sich ihm zeigt, daß sie wie von einer Ahnung getrieben herunterblickt auf die nächtliche Straße.